

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 8 (1928-1929)
Heft: 5-6

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

erhaltenen Zeit entgegenstellte, die die Dinge so läßt, wie sie sind, und nur diesen Zustand sichern will.

Die dritte, modern aufbauende Methode war schon in früheren Zeiten in Übung und wird heute wiederum propagiert. Sie ist das Zeichen einer gelehrt unbefangenen Zeit mit eigenem schöpferischem Stilbewußtsein. Sie hat äußerst wertvolle Arbeiten geschaffen. Sie verlangt eine hohe Künstlerschaft, der Meister muß sich in das Alte einleben und etwas Neues schaffen, das mit jenem eine völlige Einheit bildet.

Es hängt von der Art des Kunstwerkes ab, zu bestimmen, welche Methode zu seiner Erhaltung am geeignetsten ist. Die aufbauende Methode wird sich vor allem für gewisse Bauwerke eignen, während die konservierende in erster Linie für Bildhauerei und Malerei in Betracht kommt, ohne daß die andere Methode ausgeschlossen wäre. Die archäologisch rekonstruierende Methode, die im 19. Jahrhundert eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat, liegt heute im schärfsten Kampfe mit den beiden andern Methoden, der ja auch von Zeit zu Zeit die Öffentlichkeit beschäftigt. Sie ist grundsätzlich abzulehnen, da sie ihren Zweck gar nicht erreicht, da sie den alten Zustand in Wirklichkeit nicht wieder herstellen kann und an seine Stelle eine matt akademische Nachahmung setzt, deren Abstand von dem ursprünglichen Kunstwerk, wenn nicht sofort, so doch bald deutlich fühlbar wird. Die Methode ist um so gefährlicher, je durchgreifender sie ausgeführt wird, je mehr Fehlendes und Beschädigtes ergänzt oder stilistisch angeblich nicht Passendes ersetzt wird, mit einem Wort, je mehr das Ganze „auf Neu“ gearbeitet und puristisch hergerichtet wird und je hochwertiger das Kunstwerk war. Wenn man diese Methode überhaupt zulassen will, kann sie nur in Betracht kommen als Kopie oder als Behelf mit kleinen Eingriffen und bei Arbeiten mehr dekorativen Charakters, wobei übrigens die Zutaten als solche kenntlich gemacht werden sollen, etwa durch eine nur annähernde Übereinstimmung mit den alten Teilen. Die Zurückdrängung dieser archäologischen Methode ist nicht etwa eine Mode, wie dieses von ihren Anhängern zuweilen behauptet wird, sondern eine Einsicht, die aus einer tieferen Erfassung des Wesens eines Kunstwerkes entstanden ist.

Gustav Münnzei.

Bücher-Rundschau

Russische Revolutions-Geschichte.

Schon beginnen die „frischblutenden Ausschnitte“ aus dem revolutionären Russland zu systematischen, ja zu geschichtlichen Stücken einzutrocknen. Nur hin und wieder noch wird die Blutkruste, die daran klebt, durch den raschen Finger eines Reporters aufgeweicht. Im übrigen aber wird die russische Revolution bereits als eine festgeronnene Tatsache umschrieben und in den Zusammenhang der Geschichte eingereiht. Warum sollen unserer elegant über die Oberfläche rasenden Zeit „volle zehn Jahre“ zur Historifizierung nicht ausreichen? Kein Kunststück, alles nur Behendigkeit! Vor diesem Taschenspielermotto verneigen sich auch die drei nachfolgenden Neuerscheinungen über die altgewordenen Neuerungen des alten Russland:

„Das neue Moskau“ des französischen Arztes und Schriftstellers Georges Duhamel (deutsch von Magda Kahn, 147 Seiten, im Rotapfel-Verlag Zürich und Leipzig) ist die lebendigste unter ihnen, weil sie aus unmittelbarer Anschauung stammt. Duhamel hat Binnenrussland während einiger Wochen in kulturell-wissenschaftlicher Exkursion bereist. Sein Augenmerk ging daher hauptsächlich auf die nachrevolutionäre Lage der intellektuellen Reste des alten Russland und der Neuintellektuellen. Was in dieses Hauptthema fällt, ist mit nachdenklicher Achtung

vor den konservierten Resten und mit skeptischer Gerechtigkeit gegenüber dem Neuen betrachtet und lebendig empfunden. Was außerhalb und oberhalb des Hauptthemas schwelt, hat nur ein Blinzeln abgefragt, das schiefen Bilder und verzerrte Eindrücke ließerte. Immerhin haben sogar sie den höflichen Franzosen bewogen, geistreiche Verbesserungsratschläge zu erteilen, um Bemängelungen verhüten zu können, und daß sein flinker Blick an den erratischen Revolutionsblöcken immer wieder abgleitet und durch das künstliche Gewebe der Gegenwart hindurch zur „Seele des ewigen Rußland“ durchsticht, beweist nicht nur die innere Anteilnahme Duhamels am Geschick des riesenhaften Ahasver, der ewig zwischen Europa und Asien zu taumeln verdammt ist; durch diese ehrliche Menschlichkeit, vor der Hoffnungen und Fehler des nachrevolutionären Rußland verblassen, gewinnt der bewegliche Reisebericht auch diejenigen für sich, die eine tiefer schürfende Beobachtung der oberflächig prasselnden und geistreich flimmernden Darstellungsart und Sprache Duhamels vorziehen.

Tiefer, fast allzutief in die Staublagen der Geschichte und in die Dunstfreise menschlicher Pathologie, treibt Pitrim Sorokin's „Soziologie der Revolution“ (deutsch von Hans Raßpohl, 360 Seiten, in J. F. Lehmanns Verlag, München) seine Sonden. Mag man gegen die Geburt der Soziologie aus der Zwangsehe von Biologie und Geschichtswissenschaft auch seine Bedenken haben, so bleibt man immerhin voller Respekt vor der Fülle allgemeinhistorischen Materials und zuverlässiger Zahlenangaben über Neurußland. Und wenn das Werk diesen Rohstoff auch mit einer hin und wieder etwas allzu naiven pseudowissenschaftlichen Methode zu verarbeiten sucht, so ergeben sich doch sehr anregende Vergleiche, die anreizen, durch die Gegenwartstaten der Gegenwartsmenschen hindurchzudenken zu den dunkeln Urgründen des Trieblebens. Schon um dieser Anregung willen, die alle historischen Vorurteile durchbricht und an falscher Menscheneinbildung vorbei zu den Urkräften irdischen Geschehens vordringen will, verdient das Werk ernsthafte Beachtung. Daß es gewissermaßen ein Lehrbuch der Pathologie der Gattung Mensch darstellt, die, von der Peitsche ihrer Tierhaftigkeit geheckt, durch die Seitennebel rast, gibt ihm zudem etwas Gigantisches, das über das bloße Interesse an sachlicher Darstellung hinaus die Gedanken in die letzten Probleme des Erdendaseins hineindrängt.

In die realste Realität, in der selbst die Gedankenwelt des Kommunismus sich vergißt, führt Arvid Ball's Bericht „Die rote Armee“ im Doppelheft 2/3, 1928, des „Archivs für Politik und Geschichte“. Hier wird mit Auszügen aus Reglementen, mit Tabellen und Zahlen nachgewiesen, wie sehr es Neurußlands Machthaber verstanden haben, die Rote Armee nach europäischen Rezepten zu einem festgefügten Kampfmittel Rußlands zu schmieden und es dennoch mit genialer Einseitigkeit ihren parteipolitischen Zwecken dienstbar zu erhalten. Aushebung, Stärke, Organisation, Ausbildungszeit und Ausbildungsart der aktiven Armee und der Territorialmiliz werden klar umschrieben. Angefügt ist ein interessanter Abriß über die reinpolitische „Schulung“ der Wehrmacht; er ist insbesondere außerordentlich lehrreich für jene, die das „Heer als Klasseninstrument“ anfechten und für jene, denen wegen solcher Verdächtigungen vor jeder staatspolitischen Führung der Wehrmänner ängstlich bangt. Allen Anderen aber wird der Aufsatz Ball's zeigen, wie weit man gehen darf und wie man es machen muß, um den „bürgerlichen Militarismus“ dem kommunistischen endlich ebenbürtig zu gestalten und damit endlich auch jene zu beruhigen, die unser Wehrwesen mangels Übereinstimmung mit ihren antibürgerlichen Grundsätzen ständig befedden! — Beiläufig sei noch ein Aufsatz Oscar v. Wertheimers über den Schriftsteller Emil Ludwig im selben Heft erwähnt, weil sich sein Urteil über Ludwig überraschend gut mit dem deckt, was ich seinerzeit in den Monatsheften über den Verfasser des anmaßenden Buches „Bismarck“ geschrieben habe. — Diese beiden Stichproben mögen zeigen, daß das Archiv für Politik und Geschichte (Berlin) allen denen, die sich um Politik und politische Geschichte mühen, Wertvolles zu bieten vermag.

Baden.

Hans Raßpohl.

Südtirol unterm Beil.

Ed. Reut-Nicolussi: Tirol unterm Beil; Verf., München, 1928; 245 S. u. 8 Abb.; M. 4.80.

Auf dem vierten Nationalitätenkongress in Genf, der soeben kurz vor dem Zusammentritt des Völkerbundes stattgefunden hat, führte dessen Vorsitzender Dr. Wilfan, Vertreter der slovenischen Minderheit in Italien, Klage gegen die rücksichtslose Assimilationspolitik, die in manchen Staaten gegenüber ihren sprachlichen Minderheiten getrieben wird. Unverhohlen wurde am gleichen Ort auch der Enttäuschung über das Versagen des Völkerbundes in dieser für Europas künftiges Schicksal doch so wichtigen Frage und das lärgliche Ergebnis der Minderheitenbetreuung durch die Genfer Organisation Ausdruck gegeben. Muß es denn auch nicht unendlich schmerzlich empfunden werden, daß sich noch immer keine Macht der Welt gefunden hat, um gegen das Einspruch zu erheben, was an einem kleinen, aber geistig und moralisch gleich hochstehenden, uns Schweizern durch seine Geschichte und Überlieferung so nahe stehenden und liebenswerten Volk seit Jahren tagtäglich begangen wird: an Südtirol. Wenn das Titelblatt des soeben erschienenen Buches des ehemaligen Südtiroler Abgeordneten in der italienischen Kammer, Dr. Ed. Reut-Nicolussi, dieses unglückliche Land unter einem blutroten Faschistenbeil gedruckt abbildet, so hat es damit nur wahrheitsgemäß den Zustand Südtirols gekennzeichnet.

Dr. Reut-Nicolussi ist in der Schweiz kein Unbekannter. Seine in einigen Städten, wie Zürich, Aarau u. a. im letzten Winter gehaltenen, sachlich wie persönlich gleich ansprechenden Vorträge sind all denen in Erinnerung geblieben, die ihnen beigewohnt haben. Seinem jüngsten Buch kann man nur die gleichen Vorzüge nachrühmen. Es ist eine Abrechnung mit einem politischen System, das sich mit seinen gewalttätigen Unterdrückungsmaßnahmen einer wehrlosen Minderheit gegenüber vor der Welt und Nachwelt wenig Ruhm erwirkt. Gerade diejenigen Teile des Buches gehören mit zu den anziehendsten, die von den an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen über den Faschismus und seinen Führer handeln. Die reichlich wetterwendische und an Widersprüchen nicht arme Persönlichkeit Mussolinis wird scharf gezeichnet, das traurige Unterdrückungswerk in Südtirol in erster Linie als sein Werk dargestellt. „Unser Unglück ist ganz und gar sein Werk.“ Den Hauptwert gibt indessen dem Buch die lückenlose, aktenmäßig belegte Darstellung der „Geschichte“ Südtirols von der Besetzung des Landes durch die „siegreichen“ Italiener bis zur jüngsten Gegenwart, eine Geschichte, die aus nichts anderem besteht, als einem von außen gegen die höchsten Güter eines Volkes, gegen seine Sprache und Religion geführten Vernichtungsfeldzug, und aus dem stummen, verbissenen Widerstand des geknechteten Volkes gegen seinen fremden Unterdrücker. Es ist die Geschichte eines unerhörten Leidensweges, die sich da vor unsern Augen abrollt und vor der wir am Ende erschüttert und zugleich erbittert über die Gleichgültigkeit, mit der die Welt sie hinnimmt, dastehen. Die Schulen weggenommen, die Gemeindebehörden auf die Strafe gestellt, die Richter terrorisiert, die Geistlichen vertrieben, die Presse mundtot gemacht, alter Bauernwohlstand zerstört, blühendes Handwerk und Gewerbe zugrunde gerichtet, alles Vereinsleben unterbunden, Namen, Aufschriften, schriftlicher und mündlicher Verkehr in der Muttersprache verboten, selbst Grabaufschriften bleiben nicht verschont: so lautet das Ergebnis einer Herrschaft, zu der die Kulturwelt des 20. Jahrhunderts schweigt! Das Verdienst Dr. Reut's und seines Buches ist es aber auf jeden Fall, diese Kulturwelt erneut und aufs eindringlichste auf einen ihrer gegenwärtig dunkelsten Schandflecke aufmerksam gemacht zu haben.

Paul Küngli.

Schweizerische Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters.

Wirtschaftsgeschichte ist eine verhältnismäßig junge Disziplin; ihrem Ausbau muß noch immer eine beharrliche Sammeltätigkeit vorausgehen, die vielfach der-

art mühevoll ist, daß dem Forscher nach vollendeten Vorarbeiten sowohl Kraft als Schwung fehlt zur umfassenden Verarbeitung und plastischen Veranschaulichung des Stoffes. Es kann darum nicht verwundern, wenn wirtschaftsgeschichtliche Werke zum vornehmerein als trocken gelten. Nun gilt auch beim Leser, der sich sonst für mittelalterliche Geschichte interessiert, die Rekonstruierung der ökonomischen Tatsachen und Zusammenhänge dieses Zeitabschnittes als ein besonders sprödes Forschungsobjekt. Einmal sind die Quellen derart spärlich, daß sie kaum noch ein skizzenhaftes Bild gewinnen lassen, und dann sind die Wirtschaftsformen im Vergleich zur Jetztzeit dermaßen einfach, daß es für unsere Erkenntnis vermeintlich wenig Wertvolles zu holen gibt. Die drei vor kurzem veröffentlichten Darstellungen aus der Feder von Herrn Dr. **Hector Ammann** über zwei besonders interessante Themata aus der schweizerischen Wirtschaftsgeschichte dieser Epoche beweisen, daß die eben angedeuteten Anschauungen meistenteils Vorurteile sind; denn sie zeigen, daß ein gründlicher und befähigter Wirtschaftshistoriker auch dort erfolgreich zu arbeiten und fesselnd darzustellen vermag, wo andere vor beinahe verschütteten Quellen versagen.

Die ersten beiden Schriften untersuchen die ökonomische Bedeutung schweizerischer Städte im Mittelalter. In der Abhandlung „**Die schweizerische Kleinstadt in der mittelalterlichen Wirtschaft**“, Beitrag zur Festschrift für Dr. Walther Merz (Verlag von H. R. Sauerländer & Co., Aarau), zeichnet der Autor an Hand der Tatsachen, welche für die dichte Gruppe der aargauischen Kleinstädte bekannt sind, den wirtschaftlichen Aufbau der die Zahl von 88 erreichenden Städte, d. h. mit Befestigung, Markt und besonderer Rechtsordnung ausgestatteter Siedlungen in der deutschen Schweiz. Die bedeutenderen Gebilde, wie Basel, Konstanz und Chur, trugen schon im 9. Jahrhundert städtisches Wesen zur Schau, der Großteil der übrigen Städte erwachte aber erst später zu besonderem Eigenleben oder wurde — besonders im 13. Jahrhundert — planmäßig gegründet. Aus dem bunten Bild der maßgebenden Elemente läßt sich als hervorstechende Ursache zur Städtebildung und für die gewählte Lage bald das Zusammenschluß- und Schutzbedürfnis der Anwohner erkennen, bald die günstige zentrale Lage innerhalb eines ländlichen Einzugsgebietes und bald die Tatsache, daß der Fernhandel gerade diesen Ort berührten mußte. Alle diese Momente schufen der städtischen Existenz jeweils eine gewisse Unterlage, waren aber in keinem Falle so stark, daß sich etwa ein überragend kräftiges Gemeinwesen hätte entwickeln können; die wirtschaftliche Bedeutung der schweizerischen Städte, insbesondere der Kleinstädte, war daher im Mittelalter eine in jeder Beziehung bescheidene. Viele verloren mit der Zeit ihre Stadtstellung schon beim ersten Eingreifen einer störenden Ursache (Krieg, Konkurrenzgründung), andere konnten ihr Dasein nur durch gleichzeitige Teilnahme an der landwirtschaftlichen Produktion, die doch nicht in das eigentliche Tätigkeitsgebiet der städtischen Bevölkerung fällt, aufrecht erhalten, und auch die bevorzugteren Orte zeigten keine Anzeichen ungehemmter Entfaltung. Es fehlten eben der umgebenden Landschaft günstige Produktionsbedingungen und anregende Rohstofflager. Neben dem unten zu besprechenden St. Gallen, das jedoch nicht mehr als Kleinstadt anzusprechen ist, erreichte einzig das Städtchen Laufenburg eine gewisse Vorrangstellung durch das in seinen Mauern blühende Gewerbe der Eisenverarbeitung. Die in dürrtigen Umrissen bekannt gewordenen Steuerauszüge verraten denn auch, daß die Vermögensbildung äußerst langsam vor sich ging und in keinem Fall einen irgendwie bedeutsamen Umfang erreichte, während die Einwohnerzahl sich meistens in den ersten Hunderten bewegte. — Der verdienstvolle Aufsatz beweist, daß Untersuchungen über die ökonomische Bedeutung schweizerischer Städte im Mittelalter wohl unser wirtschaftshistorisches Wissen bereichern, jedoch dem bekannten Geschichtsbild jener Epoche keine neuen, wesensverändernden Züge verleihen können.

Als Sonderdruck aus der Gedächtnisschrift für Georg v. Below — dem vor kurzem verstorbenen, hervorragenden Vertreter dieser Disziplin, dessen kritische Leistungen allerdings hervorragender waren als seine konstruktiven — erschien sodann im Verlag der Fehr'schen Buchhandlung, St. Gallen, die knappe und

doch umfassende Abhandlung: **Die Wirtschaftsstellung St. Gallens im Mittelalter.** Auf der Grundlage des Hanf- und Flachsbaues entwickelte sich die allmählich zur Stadt gewordene Siedlung um das Kloster St. Gallen etwa vom Ende des 13. Jahrhunderts an zu einem wichtigen Punkte innerhalb des oberdeutschen Wirtschaftsgebietes, das sich (eine Karte veranschaulicht dies) von den Alpen bis zum Mittelgebirge erstreckte. Die Erzeugnisse der Leinenweberei erreichten qualitativ und quantitativ im Laufe der nächsten Jahrhunderte eine solche Bedeutung, daß ein großzügiger Ausfuhrhandel in Schwung kam und mächtigen Rivalen, wie z. B. dem nahen Konstanz, der Rang abgelaufen wurde. Der gewerbepolitische Aufbau wird absichtlich nur gestreift, dafür aber um so ausführlicher der Anteil der Landschaft am Aufschwung dieses ausschlaggebenden Wirtschaftszweiges und die mannigfaltigen Reibungen mit der übermächtigen Stadt geschildert. Interessant ist der Hinweis auf die Art, wie die immer weiter zurückbleibende Stadt Konstanz diese Gegensätze durch die Bevorzugung der unzufriedenen Landschäfpter auszunützen suchte. Der Autor untersucht dann die Verbreitung der St. Galler Leinwand, die einen auf allen Handelsstraßen vielgefahrene Artikel darstellte. Ebenso gut wie in Frankfurt und auf den flandrischen Märkten finden wir sie in Genf, Lyon und in Spanien; sicher nachzuweisen ist ihr Absatz in Oberitalien und dann vor allem im Osten, sogar bis nach Ungarn soll sie den Weg gefunden haben.

Wer aber sind die Träger dieses für damalige Verhältnisse außerordentlich reich verzweigten internationalen Handels? Vor allem aus der deutschen Handelsgeschichte wissen wir, daß große Handelskompanien eine große Rolle dabei spielten. Herrn Dr. H. Ammann ist es nun gelungen, in seinem ungemein reichhaltigen und auf Grund umfassendsten Quellenstudiums entstandenen Beitrag zur Handelsgeschichte des 15. Jahrhunderts, „**Die Diesbach-Watt-Gesellschaft**“ (als Heft 1 des XXXVII. Bandes der „Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte“ des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen bei der Fehr'schen Buchhandlung in St. Gallen erschienen), ein erstaunlich fesselndes Bild des Wirken einer der größten Handelsgesellschaften des ausgehenden Mittelalters zu entfalten. Entstehung, Zusammensetzung, Aufbau, Technik, Ziele und Erfolge dieses auf eidgenössischem Boden verankerten, aber auf alle damals üblichen Handelsgebiete ausstrahlenden Gebildes werden dem überraschten Leser dargestellt. Gewiß ist es Pflicht des gewissenhaften Forschers, fortwährend auf die durch die Lückenhaftigkeit des Materials gezogenen Grenzen des Erkenntnisvermögens aufmerksam zu machen; aber auch die peinlichste Sucharbeit wird kaum mehr viele der noch fehlenden Daten hereinzubringen imstande sein. Die Wichtigkeit dieser Publikation liegt in der Tatsache, daß hier zum ersten Mal alle heute schon zugänglichen Angaben über diese fast unbekannte wirtschaftliche Organisation beziehungsreich verknüpft und zu einem klaren Ganzen geformt wurden.

Aus den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts stammen die ersten Daten, die darauf schließen lassen, daß der Berner Niklaus Goldschmied, dessen Geschlecht nach dem Erwerb der Herrschaft Diesenberg mit dem zugehörigen Schloß sich von Diesbach nennen konnte, mit den ehrbaren, aber vermögenslosen St. Galler Kaufleuten Hug und Peter von Watt zur Durchführung von Handelsgeschäften in Verbindung trat. Niklaus war in den ersten Jahren die führende Persönlichkeit; mit seiner immer größeren Finanzpruchnahme durch Staatsgeschäfte ging aber die Leitung an die St. Galler über. Von zahlreichen Reisen und den damit verknüpften Waren geschäften (vom Geldgeschäft hielt man sich fern) und Rechtshändeln wird ausführlich berichtet. Später war es ein Enkel des ersten Diesbach, der ebenfalls Niklaus hieß, welcher noch einmal die Bügel der Gesellschaft energisch in die Hände nahm. Die adeligen Verpflichtungen der Familie ließen aber ihr Interesse am Weitergediehen der kaufmännischen Tätigkeit versanden. Die St. Galler von Watt, deren Zweige teilweise nach Nürnberg oder in den Osten übersiedelten und dort die Niederlassungen der Gesellschaft innehatten, waren stets, getreu der rein wirtschaftlichen Einstellung ihrer Vaterstadt, im Kaufmannsstand verblieben, mit Ausnahme des unter dem Namen Badian bekannten Reformators und Staatsmannes. Neben diesen füh-

renden Teilhabern stützte sich die Gesellschaft auf Angestellte und Diener, die nach langer Lehrzeit in den ausländischen Niederlassungen dort oder zu Hause je nach Geschicklichkeit und Glück zu verantwortungsvoller Positionen emporrückten. Trotzdem ihrer viele aus fremden Städten stammten, blieb der Schwerpunkt der Zeitung stets auf Schweizerboden. Über die Ergebnisse wurde während des über dreißigjährigen Bestehens jeweils an den etwa alle drei Jahre stattfindenden Gesellschaftstagen Rechenschaft abgelegt. Die Gesellschaft führte vor allem Leinwand und Bergwerkserzeugnisse nach fremden Ländern und brachte dafür Safran und Pelzwerk in unsere Gegend. Die Geschäftstätigkeit spielte sich in der Hauptsache an einer von Spanien im Südwesten, nach Breslau im Nordwesten reichenden Achse ab; Italien wurde nur im oberen Teil berührt, und dem Rhein entlang gingen die Beziehungen wohl nur bis Frankfurt. Nicht im Aussindigmachen und Betreten neuer Handelswege liegt ihre Originalität, sondern in der Organisation und vor allem in der Erweiterung des Absatzgebietes für die Erzeugnisse der St. Galler Leinwandweberei. — Aus den interessanten Schilderungen von Herrn Dr. Ammann, die auch scheinbar fernab liegende Einzelheiten in sinnvolle Zusammenhänge stellen, erhellt mit überraschender Deutlichkeit, daß eines der auffallendsten Merkmale der heutigen gesamtschweizerischen Wirtschaftstätigkeit — nämlich die hervorragende Bedeutung der Erzeugung für die Ausfuhr und die intensive Teilnahme am internationalen Handel — im ausgehenden Mittelalter schon das Charakteristikum der östschweizerischen Metropole war.

Zürich.

Emil Schmidt.

Bärndütsch.

Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Von Dr. Emanuel Friedli. Siebenter Band: Saanen. Bern, A. Francke, 1927. 63 S. Preis 25 Fr.

Mit Saanen schließt der bernische Beschreiber seines Volkes und Landes sein großes Werk ab. Stattlich, umfangreich und gediegen, vergleichbar dem alten Bern, erscheint wie alle seine sechs Vorgänger dieser letzte Band. Jeder kennt sie vom Ansehen aus den Schausäubern, aber wer hat die Bände mehr als durchgesehen? Dieses Durchsehen lohnt sich allerdings. Schon der Bilder wegen, die, farbig nach Ölbildern und Aquarellen, oder Wiedergabe von Photos, dazu nicht wenige höchst erfreuliche Zeichnungen, eigentlich allein für sich schon eine bernische Landeskunde sind. Aber doch wird gerade durch die Bilder jeder sich zum Nachlesen wenigstens der ihm besonders wichtigen Abschnitte angeregt finden. Und das gehört zu den Vorzügen eines solchen Werkes, daß mancher darin reichen Gewinn erwirkt, der aus irgend einem Grunde nicht die 600 Seiten, geschweige die 7×600 des ganzen Werkes lesen wird.

Ob wohl ein anderes Land der Welt ein so wertvolles Werk dieser Art besitzt? Raum, denn die Arbeit ist so sehr aus dem Gegenstande selbst erwachsen, daß man anderswo sich Gleichartiges nicht recht vorstellen kann. Wunderbar ist die Einheit des Riesenwerkes, das natürlich eine Menge von Mitarbeitern hat, literarisch gebildete, geschichts- und sprachkundige, gelehrte, aber auch Leute aus dem Volk ohne andere Kenntnisse als die ihrer selbst und ihrer Umgebung, Künstler und solche, die nichts darzustellen verstehen als eben sich selbst im Alltagsgewande. Und doch ist alles so aus einem Guß, daß man es fast anstoßig findet, wenn auf dem Titelblatt die Mitverfasser genannt wären. Nein, da ist trotz allem, was dankbar im Vorwort berichtet und erwähnt wird, der Verfasser der nunmehr über achtzigjährige Pfarrer, der sein Leben diesem Denkmal seines Volkes gewidmet hat. Es wäre denn, daß man als eigentlichen Verfasser des Ganzen das dargestellte Volk nennen wollte, das — dem Titel entsprechend — fast auf jeder Zeile zum Worte kommt.

Zu beschreiben ist Art, Aufbau und Darstellung des „Bärndütsch“ nicht wohl für den, der das Buch nicht vor sich hat. Eine Landes- und Volkskunde

des Gebietes, als dessen Mittelpunkt der für den Band jedesmal genannte Ort gelten kann: in unserm Fall des Saanenlandes. Die Sprache hochdeutsch — und welch glänzendes, biegsames, reiches Hochdeutsch! —, aber fortwährend sehen wir alle irgendwie bezeichnenden Ausdrücke in diesen hochdeutschen Sätzen in der Mundart des dargestellten Gebietes geschrieben. Es ist ein wenig das Verfahren, das auf jü Gattig Jeremias Gotthelf geübt hat, um mit diesem einfachsten Mittel — ich habe es soeben selbst angewendet — seine Erzählungen durch alle Seiten und Sätze hin zu Bernerbüchern zu machen, die den Leser nie aus dem Bernbiet hinauslassen. Die Auswahl des Stoffes ist nicht in jedem Band genau dieselbe. Sie richtet sich zunächst nach dem Leben des behandelten Gebietes. War für Twann der Weinbau eine Hauptangelegenheit, so finden wir für Saanen die Viehzucht natürlich besonders eingehend behandelt: 65 Seiten beanspruchen die zwei Abschnitte über Viehstand und Rassentiere, dazu steht in enger Verwandtschaft, was wir über Wiese und Weide vernehmen, auch wieder etwa 90 Seiten. — Den Anfang hat, wie billig, der Abschnitt über die Landschaft gemacht; es folgen Land und Wasser, Wasser und Mensch. Im Abschnitt Speise nehmen natürlich Milch- und Milcherzeugnisse den Hauptplatz ein, dabei sind vier Seiten Chüejergschichti (ganz in Mundart) eingeschoben, z. T. in indirekter Rede. Es folgen Gewand, Gmähdeli (d. h. Haus, Hausbau, Hausrat). „Vom Heim zur Heimat“ behandelt Verwandtschaften, Personennamen (und zwar Vor- wie Geschlechtsnamen), Heimarbeit und landschaftliche Stiftungen. „Leib und Leben“ enthält in gedrängter Kürze ungemein viel über Gesundheit, Krankheit, Körperbewegung, Geberden, Arzt, Heilmittel und Verwandtes. Dann kommt noch ein eigener Abschnitt „Aus dem Leben der Sprache“, wie später einer über das Saaner Mundartschrifttum, teils örtliche Literaturgeschichte, teils längere Literaturproben enthaltend. Volkstümlich im engern Sinn sind die Abschnitte Volksglaube und Geselligkeit. Den Schluß macht „Aus Kirche und Schule“.

Es hat keinen Sinn, an ein solches Werk die Sonde der Kritik anzusetzen; denn hier trägt alles ein Gepräge von Einmaligkeit und Einzigartigkeit. Natürlich könnte ein anderer ähnliches anders darstellen. Zu fragen gäbe es viel: Weshalb gerade das da stehe und jenes fehle, und vor allem: wen die Herausgeber sich als Leser denken, Ungebildete, die mit Hinweisen auf Homer und Rabelais, mit gemeinindogermanischen, gotischen und griechischen Wortableitungen nichts anfangen können, oder Gebildete, denen eine Menge von dem Gebotenen längst vertraut ist? Aber diese Bände geben die Antwort im Voraus und scheinen einem von Anfang an zu sagen: so bin eben ich. Da gibt es keine Regeln und schwerlich Vorbilder. Kaufen und lesen wird solch ein Buch doch nur, wen die Liebe zu Sprache, Art und Leben des deutschen Schweizertums dazu treibt. Das aber sind hoffentlich recht viele.

Eduard Blocher.

Mitarbeiter dieses Heftes:

- Dr. Karl Wid, Redaktor am „Vaterland“, Luzern. — Raetus, Graubünden.
- Prof. Dr. Friedrich Tobler, Dresden. — Prof. Dr. Hermann Bächtold, Basel.
- Dr. Hans Corrodi, Zürich. — Dr. Hector Ammann, Aarau. — Anton Moser, Liz. rer. pol., Bern. — Dr. Gustav Müntzel, Freiburg i. Br. — Dr. Hans Raschle, Baden. — Paul Künzli, Redaktor an der „Neuen Aargauer Zeitung“, Aarau. — Dr. Emil Schmid, Zürich. — Eduard Blocher, Pfarrer, Zürich.

Berantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung: Aarau, Goldernstraße 1. — Druck, Verwaltung und Versand: A.-G. Gebr. Leemann & Cie., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.